



Predigt zum 50-jährigen Priesterjubiläum von Pfarrer Ludwig Hachinger

Am 20. Juni 2004 in St. Matthias

Von Dr. Markus Zehetbauer

Eigentlich wollten wir alle heute den Jubilar selbst predigen hören – und ich habe mich auch wirklich lange dagegen gewehrt, aber, wie man sieht, ohne Erfolg.

Beim Lesen des Evangeliums vom heutigen Sonntag ist mir dann klar geworden, warum Du, lieber Ludwig, Dich geweigert hast: Du folgst dem Beispiel Jesu, der auch seine Jünger hat sagen lassen, was sie von ihm halten.

Ich werde also versuchen, die Rolle des Petrus zu übernehmen (und betone zugleich, dass sich damit keine weiteren Ambitionen verbinde) und das zu formulieren, was uns allen auf dem Herzen liegt und das im weitesten Sinne auch ein Bekenntnis ist zu Dir als Priester und Seelsorger.

Und ich hoffe, dass meine Rede genauso wahr ist wie das, was Petrus über Jesus gesagt hat. Und falls Dir das, was ich sage, nicht gefallen sollte, kannst Du uns immer noch „streng verbieten, es jemand weiterzusagen“. Aber gesagt muss es sein.

Vor 50 Jahren hat Dich Kardinal Wendel zum Priester geweiht und diese Weihe war Deine persönliche Antwort auf die Frage Jesu im Evangelium: für wen hältst Du mich?

Wie Petrus warst Du begeistert von der Person Jesu, von seiner Botschaft und von ihrer ununterbrochenen Notwendigkeit und Wirksamkeit. Das war damals eine plausible, eine geachtete und allgemein anerkannte Antwort.

Die Schrecken des Krieges und der Unterdrückung durch das gottlose Naziregime haben die Menschen damals in dem Wunsch vereint: nie wieder!

Die Kirche konnte nach dem Krieg ernten, was viele Christen an Glaubwürdigkeit gesät haben, weil sie für ihren Glauben gelitten haben und ermordet wurden.

Im Jahr Deiner Priesterweihe hat die Kirche ein hohes Ansehen genossen, die Gottesdienste waren gut besucht, die Priesterseminare überfüllt, spätberufene Bewerber, wie meinen Onkel zum Beispiel, hat man abgewiesen.

Und die große gesellschaftliche Akzeptanz der Kirche hat ihr auch den Mut gegeben, die innerkirchliche Erneuerung anzupacken.

1960 fand in München der Eucharistische Weltkongress statt, eine eindrucksvolle Präsentation katholischen Glaubens, 1962-1965 dann das Zweite Vatikanische Konzil.

Damals herrschte viel Optimismus, viel Freude am Glauben und in den Gemeinden. Doch die Hoffnungen auf weiteres Wachstum des Glaubens und der Kirche hat sich nicht erfüllt.

Die Zeit des Vatikanums markiert vielmehr einen nie mehr erreichten Höhepunkt an kirchlicher Lebendigkeit in unserem Land.

Von da an ging es bergab – gemessen an der öffentlichen Anerkennung der Kirche und an der Zahl der aktiven Gemeindemitglieder.

Wen wundert es, wenn heute viele Priester, die damals in jugendlichem Enthusiasmus vor den Weihealtar getreten sind, heute enttäuscht, ja manchmal sogar verbittert sind. Trotz aller Mühe und Arbeit, trotz der Wertschätzung ihrer Arbeit durch die Gemeinden vor Ort mussten sie zusehen, wie ihre Kirchen immer leerer wurden. Das muss man erst einmal verkraften!

Vor einiger Zeit habe ich einen Gottesdienst erlebt, bei dem der Pfarrer der Gemeinde in den Ruhestand verabschiedet wurde. Er hat selbst gepredigt und der Tenor seiner Ansprache war:

Meine Verkündigung in dieser Gemeinde war wirkungslos, man hat nicht auf mich gehört und dennoch sage ich es euch heute zum letzten Mal....

Dieser Priester war frustriert, und ein wesentlicher Grund dieser Frustration ist das Bild von Kirche, das damals ganz unkritisch glorifiziert wurde. Nachfolge Jesu wurde da gezeichnet wie eine Prozession, an deren Spitze Jesus Christus voranschreitet, auf Erden repräsentiert durch den Papst. Dahinter folgen die Bischöfe, Priester, Diakone und Ordensleute und zum Schluss kommen die Laien. Und alle singen dasselbe Lied.

Ein solches hierarchisches Modell von Nachfolge macht nur dann Sinn, wenn es um das Überleben der Kirche in feindlicher Umgebung geht, wenn die Kirche verfolgt wird und alle zusammenstehen müssen, weil in der Geschlossenheit der Formation die Stärke liegt.

Unter solchen Bedingungen sind innerkirchliche Diskussionen und Auseinandersetzungen kontraproduktiv und haben zu unterbleiben. Sicher ist richtig: die Kirche ist unter Verfolgungen und Anfeindungen groß geworden, aber es wäre falsch daraus den Schluss zu ziehen, die Kirche brauche Verfolgung, brauche Druck und Widerstand von außen, um eine lebendige Kirche Christi sein zu können!

Manchmal hat man den Eindruck, einige in der Kirche suchten geradezu händeringend nach einem Feindbild, nach Bedrohungspotential um einen Grund zu haben, innerkirchliche Diskussionen zu unterbinden.

Aber die Gesellschaften und Staaten von heute in Europa sind der Kirche nicht feind, ihre Haltung ist vielmehr die der Indifferenz, ja Gleichgültigkeit.

Und das stellt letztlich auch die Prozessionsordnung in Frage, plötzlich muss die Kirche sich mit ihren eigenen Strukturen beschäftigen, ihre Einheit und Lebendigkeit aus sich heraus entwickeln.

Nicht von ungefähr hat die Kirche erst in der 2. Hälfte des vergangenen Jahrhunderts ihre Anfänge und ihre Geschichte kritisch in den Blick genommen und es hat gedauert, bis man auch offiziell Fehlentwicklungen zugeben und Entschuldigungen aussprechen konnte.

Gemessen am Selbstbild der Kirche in der Vergangenheit war das eine Schwächung ihrer Autorität und ihres Anspruches auf Unfehlbarkeit und es gibt einige, die das immer noch so sehen und zu alter Stärke und Unanfechtbarkeit zurück wollen und dabei übersehen, dass diese Stärke bedingt war von der Verdrängung eigener Fehler und abhängig von der Anfeindung von außen.

Das Kreuz, das Jesus im Evangelium zu tragen auffordert, ist heute nicht mehr die Last, die andere uns aufbürden, es ist die Last der eigenen Vergangenheit, die Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit und des Versagens. „Kreuz“ ist auch die Einsicht, dass es die Klarheit und Wahrheit im Glauben nicht gibt, so sehr man die sich auch wünscht, letztlich überwindet kein Glaube alle Zweifel und keine Theologie hat eindeutige Antworten auf letzte Fragen.

Karl Rahner hat einmal gesagt: „Glauben heißt, die Unbegreiflichkeit Gottes ein Leben lang aushalten.“ Die große Versuchung kirchlicher Verkündigung liegt darin, diesen Satz nicht ernst zu nehmen und Definitionen und Dogmen nur deshalb zu konstruieren, weil es einfacher ist und dem Bedürfnis des Menschen nach Gewissheit und Sicherheit entgegenkommt.

Aber selbst Jesus verweigert seinen Jüngern diese Sicherheit! Er verbietet ihnen, weiterzusagen, für wen sie ihn halten – er kann nicht definiert, nicht auf eine Rolle oder eine Erwartung festgelegt werden. Jesus irritiert vielmehr sein Jünger, wenn er hinzufügt: „der Menschensohn muss vieles erliden...“, denn er sagt nicht: „der Messias muss vieles erliden...“ er nimmt das Bekenntnis des Petrus nicht auf, denn eine Vorstellung vom leidenden Messias gibt es nicht im Alten Testament und auch nicht im Judentum, schon gar nicht die Erwartung seiner Auferstehung.

Das heißt nichts anderes als: das Bekenntnis der Jünger ist belanglos, man muss es nicht weitersagen, darauf kommt es Jesus nicht an. Wichtig und entscheidend ist etwas anderes: nämlich das, was Paulus im Galaterbrief so formuliert: „es gibt nicht mehr Juden und

Griechen, nicht mehr Sklaven und Freie, Mann und Frau, denn ihr alle seid eins in Christus Jesus.“

Wer das Bekenntnis gegen die Einheit ausspielt, der ist ein Feind des Kreuzes, denn das Kreuz ist das Zeichen des Leidens Jesu für die Einheit, es ist das Opfer Jesu, damit alle über ein kommen in dem einen zentralen Punkt, in dem alle Zerrissenheit verbunden ist. Das bedingt ein anderes Bild von Nachfolge und Kirche. Es ist nicht linear wie eine Prozession, sondern konzentrisch, sammelnd um eine Mitte, es ist nicht abgrenzend, sondern integrierend.

Nach diesem Modell von Nachfolge ist der Priester nicht der Hirte, der vorausgeht und von der Gemeinde Gehorsam und Gefolgschaft einfordert, sondern er ist der, der sich um jeden kümmert, damit alle gut beisammen sind, damit jeder seinen Platz findet und seine Begabungen einbringen kann zum Aufbau der ganzen Gemeinde.

Du, lieber Ludwig, hast hier in St. Matthias dieses Modell von Kirche praktiziert und es ist uns und, wie wir hoffen, auch Dir gut gegangen dabei – und Gutgehen ist ein anderes Wort für Heil. Du bist nicht in die Frustrationsfalle geraten, sondern hast dir den Optimismus und Enthusiasmus des Anfangs bewahrt. Unsere Gemeinde war vielleicht nicht die allerkatholischste und Du auch nicht päpstlicher als der Papst, ich erinnere mich an Predigten von Kaplänen, die Dir das mehr oder weniger unverhohlen zum Vorwurf gemacht haben, aber das Wort Jesu steht höher: den Baum erkennt man an seinen Früchten! Priester, Diakone, Pastoralreferenten, Theologen und Religionslehrer sind aus dieser Gemeinde so zahlreich hervorgegangen, wie das in so kurzer Zeit wohl einmalig ist.

Darum feiern wir heute Deinen Festtag und bedanken uns bei Dir, weil Du es uns auch in schwierigen Zeiten möglich gemacht hast, mit Freude und Begeisterung sich zu Jesus als dem Christus zu bekennen. Amen